



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein italienischer Wagnerapostel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

besten, und so können wir es nur billigen, wenn der Uebersetzer nur einige wenige derselben übertragen hat, um soweit möglich eine Probe auch von diesen Leistungen Browne's auf dem Gebiete des Humors zu geben.

Auch die übrigen Stücke werden theilweise beträchtliche Schwierigkeiten für den Uebersetzer geboten haben, da die Denk- und Redeweise des gemeinen Mannes im Yankee-lande, die uns hier vorgeführt wird, wenig Vergleichspunkte mit der des Volkes bei uns darbietet und so nicht selten der Versuch gemacht werden muß, verständlich und wirksam wiederzugeben, was sich bei allem Verständniß auf Seiten des Verdeutschers und aller Sorgfalt desselben kaum recht deutlich und noch seltner so wirksam wiedergeben läßt, als es im Originale ist. Der Uebersetzer hat durch allerlei Anmerkungen das Verständniß zu erleichtern gesucht, und wenn wir ihm dafür Dank wissen, so hat das doch bei humoristischen Sachen und so bisweilen auch hier sein Mißliches, da ein Witz, der erklärt werden muß, erheblich an Wirkung einbüßt. Daß der Uebersetzer auch den Dialect und die unorthographische Schreibweise des Schaubudenmannes, so gut es ging, nachgeahmt hat, betrachten wir als selbstverständlich, da ein Absehen hiervon dem Schmetterling noch mehr Farbestaub abgestreift hätte, als jede Uebersetzung bedingt. Man übersehe sich ein Kapitel Fritz Reuter's ins Hochdeutsche, und man wird sehen, wie viel man in den Händen behält, und ob es das Beste von der Sache ist.

Ein italienischer Wagnerapostel.*)

Herr Filippo Dr. Filippi, wie es in einer Ankündigung der Verlags-Handlung heißt, „vielleicht der competenteste Musikkritiker des modernen Italien (sic) und durch seine geist- und witzvollen Feuilletons in der Mailänder „Perseveranza“ von großem Einflusse auf die öffentliche Meinung seines Vaterlandes, berichtet in diesem Werkchen über eine Reise nach Weimar, die er im Jahre 1870 bei Gelegenheit der daselbst stattfindenden Muster-aufführungen Wagner'scher Opern unternahm“. Ganz recht; das ist der ungefähre Inhalt dieses Büchleins. Herr Filippo Dr. Filippi fühlte das

*) Richard Wagner. Eine musikalische Reise in das Reich der Zukunft. Von Filippo Dr. Filippi. Aus dem Italienischen von F. Furchheim. Leipzig, Hartung & Sohn, 1876.

lebhaftes Bedürfnis, ein „Wagnerianer“ zu werden, und da sich in Italien dazu nur wenig Gelegenheit bot, so machte er sich eines Tages auf die Socken und pilgerte nach Deutschland, hörte in Weimar den „Holländer“, den „Lohengrin“, den „Tannhäuser“ und die „Meisterfinger“, und da er nicht als ganz frisches italienisches Ei, sondern schon ein wenig angebrütet gekommen war, so vollzog sich der ersehnte Geburtsact mit der erfreulichsten Schnelligkeit; das Wagnerhähnchen schlüpfte aus und gackerte sofort vor Vergnügen ein halbes Duzend Feuilletons in die „Perseveranza“, und wenn ihm auch die Eierchalen noch bedenklich am Leibe hingen, so war doch kein Zweifel, daß in Kurzem ein gewaltiger Kampfhahn in majorem Wagneri gloriam aus ihm werden würde. Dies große Ereigniß geschah 1870.

Wie wird der „Meister“ sich gefreut haben, wenn er gesehen, um welches verständnißvolles Glied die Schaar seiner Jünger wieder gewachsen war! Und ein verständnißvoller Jünger ist Herr Filippo Dr. Filippi, das muß der Neid ihm lassen. Wie könnte es auch anders sein, da er für die Bedeutung eines Kunstwerkes einen untrüglichen Gradmesser am eigenen Leibe mit sich herumträgt? „Das Drama, die Worte, die Situation“, so schreibt er vom „Lohengrin“, „sind derart, daß Einem alle vom Autor hervorgerufenen Empfindungen des Schreckens, des Mitgeföhls, der religiösen Begeisterung, der Leidenschaft mit jenem schauerlichen Gefühl überkommen, das man gemeinlich „Gänsehaut“ nennt, und welches meines Wissens noch Niemand vorsätzlich empfunden hat“. Da habt ihr's, ihr ungläubiges, profanes Volk! Die Gänsehaut ist es, auf die alles ankommt. Wenn die Gänsehaut sich einstellt, so ist die Echtheit und Größe des Kunstwerkes über jeden Zweifel erhaben. Aber auch an umfassender musikwissenschaftlicher Kenntniß fehlt es Herrn Filippo Dr. Filippi nicht; die einzige Lücke in seiner musikalischen Bildung war eben die, daß er noch nicht in das Mysterium der Zukunftsmusik eingeweiht war, und diese Lücke ist ja nun Gott sei Dank auch ausgefüllt. Herr Filippo Dr. Filippi weiß z. B. sehr wohl darüber Bescheid, daß Beethoven's 9. Symphonie „das Lied an die Freunde von Schiller enthält“, und zur Würdigung Wagner's zieht er die schlagendsten Parallelen aus dem Bereiche der Opernmusik. „Ohne Wagner und Lohengrin“, schreibt er, „hätten wir vielleicht noch keinen Gounod“ (ach, wie schade wäre das!) und an anderer Stelle: „Der erste melodische Satz in E dur (im Liebesduett im Lohengrin) ist köstlich, man könnte fast sagen Gounodisch, wenn Wagner ihn nicht vor Gounod geschrieben hätte“, und bald darauf: „Die Ouverture des Tannhäuser ist die schönste, die Wagner componirt hat, und kann sich den wenigen, wirklich berühmten Ouverturen (Wilhelm Tell, Zampa, Struensee und allen Weber'schen) würdig zur Seite stellen“. Beschämt nicht Herr Filippo Dr. Filippi hier durch seine Kenntnisse die ganze musikalische Welt Deutschlands?

Wer hatte in Deutschland bisher eine Ahnung von der „wirklichen“ Berühmtheit der Ouverture zu „Struensee“?

Mit Recht macht aber die Verlagsbehandlung darauf aufmerksam, daß es nicht bloß „die gehalten (!) großen Eindrücke“ und die „ausführlichen Analysen der dargestellten Musikdramen“ sind, welche dem Buche des Herrn Filipp Dr. Filippi seinen Werth verleihen, — sondern daß der Verfasser auch „eine Fülle pikanter Kleinigkeiten über Personen und Dinge beizumischen und Ergötzliches von Land und Leuten zu erzählen gewußt hat“. In der That, welche pikante Schilderung entwirft er z. B. vom echten Listianer im Gegensatz zum echten Wagnerianer! „Die unverfälschten Wagnerianer“, sagt er, „tragen lange, ziemlich zerzauste Haare, einen langen, spärlichen, un gepflegten Bart und lange, ditto un gepflegte Nägel; die Listianer hingegen haben ihr langes Haar sorgfältig gekämmt, geschüttelt und mit einer gewissen Eitelkeit hinter das Ohr gestrichen; auch pflegen sie, um den priesterlichen Velleitäten des berühmten Abbés gerecht zu werden, jede Spur von Haar aus ihren Gesichtern zu entfernen, und, wenn möglich, eine Brille zu tragen; diese seraphischen Antlitze sind so glatt, so reinlich, so sauber, daß man glauben könnte, sie machten wenigstens zweimal täglich die Bekanntschaft des Rasirmessers; einige, deren Bart um jeden Preis wachsen will, haben ganz violette Wangen, die noch von frisch applicirter Seife glänzen. Die Vertreter List's verwenden auch viel Sorgfalt auf ihre Hände, lassen sie, gleich dem Meister, gerne sehen und erheben sie von Zeit zu Zeit wie zum Segen“. Es ist kein Zweifel, Herr Filipp Dr. Filippi ist ein äußerst feiner Beobachter, ja man möchte sagen ein Sapperloter, vor dem man sich in Acht nehmen muß. Denselben Scharfblick aber verräth er auch in der Schilderung von Land und Leuten. Wie kurz und schlagend charakterisirt er z. B. Nürnberg, wenn er sagt: „Zwischen München und Lichtenfels liegt jener Theil Baierns, welcher die bizarre, aber reizende Stadt Nürnberg zum Centrum hat, berühmt durch ihre Spielwaaren und die Giebelhäuser ihrer Häuser“, und diese treffende Charakteristik trotzdem, daß er die Stadt gar nicht betreten hat, sondern bloß vorbeigefahren ist und lieber in der „Goldnen Krone“ in Lichtenfels übernachtet hat, wo er zu seiner Verwunderung „französisch redende Kellner und Bahnstocher“ vorfand. Man denke, französisch redende Bahnstocher! — Das Leben in Weimar hat er natürlich am zweiten Tage bereits vollständig durchschaut. „Man athmet hier eine poesievolle, künstlerische Luft, die Geist und Seele für das Erhabene empfänglich macht; man möchte fast sagen, daß Goethe, Schiller, Wieland und Herder hier einen Hauch ihres Geistes zurückgelassen haben, so sehr scheint Alles in Weimar sich dem strengsten Cultus, der aufrichtigsten und eifrigsten Verehrung der Kunst zuzuneigen“. „Wenn man tagsüber durch die menschenleeren Straßen schlendert, würde

man es kaum glauben, daß sich inmitten dieser Ruhe ein so ausgebreitetes künstlerisches Leben, eine solche geistige Bewegung verbergen“. Dieselbe überraschend feine Beobachtung überall, wo man das Buch aufschlägt. Auf der Fahrt von München nach Richtenfels macht Herr Filippo Dr. Filippi die interessante Wahrnehmung, daß die Sonne „im Westen“ versinkt, und in Weimar am Geburtstage des Großherzogs die nicht minder merkwürdige Entdeckung, daß die Schuljugend in Deutschland „in langen horizontalen Reihen“ marschirt. Jedenfalls marschiren die Schulbuben in Mailand „in verticalen Reihen“, denn solchen Jungen wie die, aus deren „Reihen“ Herr Filippo Dr. Filippi hervorgegangen ist, ist alles zuzutrauen. Tiefe Einblicke hat unser Wagnerjünger auch in die politische Parteibildung Deutschlands gethan. „Unter Philister versteht man in Deutschland die Anhänger des alten Systems, im Gegensatz zu den Davidsbündlern, welche die Proselytenmacher der Zukunft sind, so genannt von einer Gesellschaft junger Studenten und Musiker, die jenem wahren David der Musik, dem unglücklichen Robert Schumann ihre Gründung verdankt“. Das hätte Schumann ahnen sollen, daß seine „Davidsbündlertänze“ eine derartige Tragweite erlangen würden!

Doch genug des Scherzes! — Wo nimmt eine deutsche Verlags-handlung den Muth her, solch einen horrenden Unsinn übersetzen und drucken zu lassen und auch noch selber Reclame dafür zu machen? Keine deutsche Zeitung würde diesen Trivialitäten ihr Feuilleton öffnen, und eine deutsche Verlags-handlung läßt dieses Zeug, welches für italienische Feuilletons vielleicht gut genug sein mag, übersetzen, um es in Buchform herauszugeben? Wenn ein italienischer Buchhändler die Reiseberichte über Italiens Kunstschätze, die irgend ein beliebiger deutscher Duzendtourist an seine Freunde und Gevattern nach Hause geschrieben, ins Italienische übersetzen lassen und seinen Landsleuten zum Studium empfehlen wollte, es würde ganz dieselbe Geschichte sein. Stellenweise lesen sich diese Feuilletons des Herrn Filippo Dr. Filippi factisch wie die Ferienreisebeschreibung eines deutschen Unterterrtianers, und namentlich wenn er wichtig werden will, so ist es gleich, als ob man Leibweh bekommen sollte. Es kommt aber noch ein Moment hinzu, bei welchem der Spaß von selber aufhört. Dieser Herr Filippo Dr. Filippi ist obendrein ein enragirter Preußenfresser, der seinem Preußenhaß bei jeder Gelegenheit Luft macht. „Weimar ist doch die Hauptstadt eines Großherzogthums und, so verpreußt sie auch sein mag, durch ihre künstlerischen Erinnerungen eine der bedeutendsten von allen“ — „Weimar ist ein kleiner Staat, der durch die Verpreußung seinen autonomen Organismus eingebüßt hat, und dem nur der Schein einer Regierung, eines Hofes und einer Administration geblieben ist“ — „Trotz der preußischen Invasion herrschen allerorts noch patriarchalische Zustände“ — „Erfurt ist eine der großen Festungen des Bundes, mit preußi-

scher Besatzung, wie sich von selbst versteht" — „Diese kleinen Potentaten von Coburg und Weimar regieren wohl, aber sie haben nichts zu befehlen; der preußische Adler ist überall angebracht, und unter dem Vorwande des deutschen Bundes genießen die Regimenter Bismarck's ihr Leben in dieser schönen Gegend.“ Es kann durchaus nicht als Entschuldigung gelten, daß alles dies schon 1870 geschrieben ist; genug, daß es 1876 in einer vom Verfasser „autorisirten“ Uebersetzung in Deutschland gedruckt und dem deutschen Volke geboten wird. Das ist eine Abgeschmacktheit ohne gleichen. Seine übrigen Platteiten mag Herr Filippo Dr. Filippi zum Besten geben, wo er will und so oft er will. Die politische Neugestaltung unseres Vaterlandes aber lassen wir uns nicht von dem ersten besten hergelaufenen Kunstnarren hendörgeln. Versucht er es, so klopfen wir ihn auf den Mund und jagen ihn zum Tempel hinaus. Verstanden?

Die Verlags-handlung hat die „Musikalische Reise“ des Herrn Filipp Dr. Filippi als eine Art Festgabe zu dem epochemachenden Kunstereigniß in Bayreuth gebracht. Hoffentlich wird sie es verzeihen, wenn unsre Anzeige desselben im eigentlichen Wortsinne post festum kommt. Die „Grenzboten“ haben sich aber nun einmal damit begnügt, bei dem großen „Bühnenfestspiel“ aus der Ferne den stillen Beobachter zu spielen, und eine der dabei gemachten Beobachtungen wenigstens möge bei dieser Gelegenheit noch ausgesprochen werden. Wir haben in einem früheren Artikel einmal gelegentlich ein hartes Urtheil gefällt über die wissenschaftliche Werthlosigkeit der meisten unsrer musikalischen Zeitschriften. Das „Bühnenfestspiel“ hat die Richtigkeit dieses Urtheils glänzend bestätigt. Die wenigen, wirklich ernstern, ehrlichen, sachkundigen Besprechungen, die darüber geschrieben worden sind, haben sich in die Feuilletons politischer Zeitungen flüchten müssen — ich meine die von Ehrlich (Gegenwart), Hanslick (N. Fr. Presse) und Naumann (Nationalzeitung). In den musikalischen Zeitschriften fast überall die blindeste Vergötterung des „Meisters“. Nun, in zwanzig Jahren, — was sage ich? — in zehn, in fünf Jahren schon wird keine Menschenseele mehr nach diesem „Kunstwerk der Zukunft“ fragen. Wäre es da nicht rühmlich, wenn jemand das Gericht, das die Zeit früher oder später darüber halten wird, in einer gründlichen musikwissenschaftlichen Arbeit schon jetzt anticipirte? In zwei Jahrzehnten wird es kein Kunststück mehr sein, zu beweisen, daß Wagner's letzte Schöpfung eine, wenn auch großartige, künstlerische Verirrung war. Wer aber heute schon an der Hand der Kunstgeschichte und Aesthetik in einer auf den Grund gehenden Schrift diesen Beweis führte, der könnte sich Ruhm erwerben für alle Zeiten. Mit ein paar Feuilletons oder einem Broschürchen läßt sich eine Erscheinung wie das „Kunstwerk der Zukunft“ nicht abthun. Wer will den Lorbeer sich pflücken?